

diskutieren. Aber wenn die Zeichen auf Sturm stehen, dann ist für solche Diskussionen kein Raum mehr. Unsere chinesischen Brüder und Schwestern haben jedenfalls tausendfach erfahren, welche Segenskraft in diesem schlichten Gebet liegt. Die Berichte der heimgekehrten Missionare sind davon angefüllt. Wir könnten vieles von unseren chinesischen Brüdern lernen, oder auch von den amerikanischen Katholiken, die sich nicht scheuen, selbst im Rundfunk den Rosenkranz zu beten.

Ein ähnliches Wort wäre über die Marienweihe zu sagen oder über das aus der Marienverehrung gespeiste Apostolat, etwa der Marianischen Kongregation, der Legio Mariae oder Schönstatts. Man kann nur jedem raten, einmal das betr. Kapitel in G. Palmer, „*Chinas große Prüfung*“ zu lesen. Vielleicht würden da manchem Zweifler die Augen aufgehen.

Als Pius XII. vor einigen Jahren die ganze Kirche zur Feier des Marianischen Jahres aufrief, hat er von den Früchten gesprochen, die er sich von dieser Feier erhoffte: Vertiefung des Glaubens, Erneuerung der Sitten, Wiedervereinigung der Getrennten, Frieden der Völker und Hilfe in jeglicher Not. Diese Früchte werden sich nicht einstellen, wenn nicht vor allem der Priester sein Verhältnis zu Maria verlebendigt und vertieft, die der Papst die „catholici cleri Mater amantissima“ nennt.

Der menschliche und geistliche Sinn der Arbeit

Von Friedrich Wulf SJ, München

Wenn Karl Marx den Menschen als „animal laborans“ definiert, als ein Wesen also, das durch Arbeit gekennzeichnet ist, so hätte er sich dafür in gewissem Sinn auf den biblischen Schöpfungsbericht berufen können. Denn dort liest man, daß Gott den Menschen nach seiner Erschaffung vor die übrigen Lebewesen führte und ihm den Auftrag gab, sich die Erde untertan zu machen (Gen 1, 28). Und auch der sogenannte zweite Schöpfungsbericht (Gen 2) sieht die erste Aufgabe des Menschen darin, die Erde zu bebauen (Gen 2, 5. 15). Dementsprechend soll das Weib dem Mann eine „Gehilfin“ (Gen 2, 18. 20) bei der Arbeit sein. Würde man sich auf diese Aussagen beschränken, dann könnte man in einem etwas überspitzten Sinn sagen, der Mensch sei für die Arbeit erschaffen worden. Auf jeden Fall gehört die Arbeit zu seiner ursprünglichen Bestimmung. Sie ist nicht erst die Folge des Sündenfalles; von daher röhrt nur ihre Mühe und die Fragwürdigkeit ihres Erfolges.

Marx aber meinte mit seiner Begriffsbestimmung noch mehr. Der Mensch muß nach ihm nicht nur arbeiten, um Güter zu produzieren, sein Brot zu verdienen, die Welt zu verwandeln und die klassenlose Gesellschaft herbeizuführen. Die Arbeit ist für ihn vielmehr noch wesentlich tiefer in der Natur des Menschen verwurzelt. Sie begründet sein eigentliches Menschsein. Nicht Gott, sagt er, sondern die Arbeit habe den Menschen erschaffen, habe ihn hervorgebracht und zu dem gemacht, was er sei und wodurch er sich vom Tier unterscheide. Auch hier ist zweifelsohne etwas

Richtiges und sogar sehr Entscheidendes gesehen, wenn auch verabsolutiert. Tatsächlich kommt der Mensch in der Arbeit (wenn auch nicht nur in ihr) zu sich selbst, erkennt er sich und seine Möglichkeiten, aktualisiert er seine Existenz, verwirklicht er sein Wesen, erfährt er sich als daseiend und soseiend, in seiner Mächtigkeit und auch in seiner Ohnmacht. Ohne Arbeit würde er kaum zu einer rechten Selbstentfaltung kommen, bliebe er ein unbeschriebenes Blatt, nichtssagend, unprofiliert, unterentwickelt in seinem Selbstgefühl. Daher denn auch der aus der Tiefe der Seele kommende Antrieb zur Arbeit, obwohl sie Mühe mit sich bringt und ihr Erfolg nicht garantiert ist. Und ebenso die Freude über die vollbrachte und gelungene Arbeit, die mehr ist, als das Bewußtsein, eine Mühe hinter sich gebracht zu haben und die Frucht der Arbeit genießen zu können. Dante wiederholt nur, was die großen Theologen des Hochmittelalters, vorab Thomas von Aquin, als die Weisheit abendländischer Philosophie und Humanität verkündet haben, wenn er sagt: „In jedem Tun zielt der tätige (Mensch), sei es aus Naturnotwendigkeit, sei es frei gewollt, in erster Linie darauf hin, ein Gleichbild seiner selbst darzustellen; darum freut sich jeder Tätige, indem er tätig ist, und diese Freude stellt sich notwendig ein, da alles, was ist, nach seinem Sein verlangt und im Tun des Täglichen das Sein gleichsam erweitert wird“¹.

Somit gehört die Arbeit zu den unaufgebaren Grundvollzügen des humanen und darum auch des christlichen Lebens. Das Ziel der zweiten industriellen Revolution, der Automation unserer Wirtschaft, kann niemals sein, die Arbeit überflüssig zu machen. Das bedeutete — von allem anderen abgesehen — eine Abstumpfung des Menschen, eine Eintrocknung seiner seelischen und schöpferischen Kräfte, eine tödliche Gefahr für alles, was sein personales Leben ausmacht, und das Ende jeglicher Kultur. Denn in der Arbeit mißt der Mensch seine Kraft, gestaltet er seine Welt, wird sichtbar, was er ist, was ihn erfüllt und was er erstrebt. In der zweckbestimmten, geordneten und zusammenhängenden Arbeit, wenn immer sie nur beseelt, von innen her geschieht, wird der Mensch das, was in ihm angelegt ist, findet er sein Eigenes, bekommt er ein unverwechselbares Angesicht. Und in der Frucht seiner Arbeit, in seinem Werk, vor allem in seinem Lebenswerk, begegnet er sich selbst, wird er sich verständlich und faßbar.

Gilt das aber nicht alles nur von jener Arbeit, deren Sinn sich dem Arbeitenden leicht erschließt, bei der er etwas gestalten kann und aus der ein überschaubares Werk, *sein* Werk hervorgeht? Von welcher Arbeit kann man das heute noch wirklich sagen? Sind nicht die Formen schöpferischer und sinnerfüllter Arbeit in einem erschreckenden Maß zurückgegangen? Gerade darin liegt ja einer der Hauptgründe für die Nivellierung und Vermassung der modernen Gesellschaft, für die Herausbildung jener nichtssagenden Einheitskultur, die das Denken und die wertende Stellungnahme erspart. Die Sinnentleerung der Arbeit in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft erzeugt im „Arbeiter“ ein Gefühl der Lustlosigkeit und Verlassenheit². Statt die Kräfte des Menschen zu wecken, lässt die Arbeit sie paradoxe Weise schon erlahmen, bevor sie begonnen ist. Man hat viel darüber nachgedacht, wie dem beizukommen sei, wie man die Arbeit, die nur noch den technischen Handgriff kennt, so

¹ De monarchia I, 13.

² H. Arentz, *Vita activa oder vom tätigen Leben*. Stuttgart 1960, 356, Anm. 45.

gestalten und organisieren könne, daß sie den humanen Menschen nicht verkümmern lasse, sondern fördere. Das Wort vom Primat des Menschen in der Wirtschaft ist eines der Leitworte unserer Zeit, das davon Zeugnis gibt. Man hat von der Notwendigkeit der Verbesserung des *Arbeitsklimas* gesprochen und dafür einiges getan. Man hat das *teamwork*, das eine Gruppe von Menschen an das gleiche Werk bindet und zu einer Gemeinschaft formt, empfohlen. Man führt den einzelnen in den *gesamten* Arbeitsvorgang ein und sucht ihn für das *Ganze* des „Betriebes“ zu interessieren. Alles das mag gut sein und ein Stück weiterhelfen. Die Grundnot der heutigen Arbeitswelt bleibt. Ein Teil der Störungen des inneren Gleichgewichts, unter denen so viele heute leiden, der seelischen Erkrankungen mannigfachster Art, geht auf diese Not zurück. Der Mensch der modernen Industriegesellschaft hat keinen Raum mehr, in dem er sich auswirken und zur Darstellung bringen kann. Und umgekehrt wird der Mensch zu den größten Opfern befähigt, wo der Sinn seiner Arbeit ihm aufleuchtet und ihn erfüllt. Aus diesem Grund suchen viele außerhalb ihres Berufes noch ein Betätigungsfeld. Sie widmen sich intensiver ihrer Familie, sie erwerben Grund und Boden und gestalten ihr eigenes Heim (in einer Apartmentwohnung mit Kochnische kann sich die berufstätige alleinstehende Frau allerdings nur noch sehr beschränkt hausfraulich auswirken), sie haben ihr Hobby, sie übernehmen eine politische, kulturelle, soziale oder apostolische Arbeit. Irgendwie muß sich der Mensch mit seinem Gestaltungswillen engagieren. Und erst recht muß die Frau mit ihrem Herzen bei der Arbeit dabei sein können. Schon manches Mädchen hat ihren Geldberuf aufgegeben und ist Krankenschwester, Familienpflegerin oder Fürsorgerin geworden, weil sie die Eintönigkeit und das Mechanische, das Seelentötende ihrer Arbeit nicht durchhielt, und nicht selten wird das Unbefriedigende der Arbeitsbedingungen sogar zum Anlaß eines Priester- oder Ordensberufes.

Allerdings gibt es auch im Ordensleben ein menschliche Krise, die durch den Mangel an erfüllender Arbeit ausgelöst wird. Das trifft nicht nur für die beschaulichen Orden zu — schon mancher, der sich zum beschaulichen Leben berufen glaubte, mußte schmerzlich erfahren, daß die aktiven Kräfte seiner Natur eines größeren Spielraumes der Entfaltung bedurften; er wurde krank und mußte das Kloster wieder verlassen —, sondern auch für die apostolischen und aktiven Orden. Es ist für viele heute einfach nicht mehr möglich, bald dieses, bald jenes zu tun, ohne Zusammenhang und ohne größeres Ziel. Wenn es dennoch geschieht und dies mit dem gelobten Gehorsam begründet würde, so wäre das fehl am Platz, was natürlich nichts gegen den „dunklen“ Gehorsam im konkreten Fall besagt. Auch der religiöse Mensch muß von der Ernsthaftigkeit und Sinnhaftigkeit seiner Arbeit im ganzen überzeugt sein. Auch er will seine Arbeit als Lebensarbeit betrachten, die seine Kraft erfordert und lohnt. Es entspricht darum einer Notwendigkeit, die nicht aufzuhalten ist, wenn auch in den Orden die „Berufsarbeit“ differenzierter wird. Der „Aushilfspater“ von ehedem ist in einer priesterlichen Genossenschaft kein anzustrebendes Ideal mehr.

Ist nun einerseits die Arbeit eine unerlässliche Voraussetzung für die Selbstverwirklichung des Menschen und damit für ein gesundes Selbstbewußtsein, so ist sie anderseits für ihn auch wieder eine nicht geringe Gefahr. Denn gerade weil in ihr das Selbst des Menschen verwirklicht und entfaltet wird, kann sie auch leicht zum Nähr-

boden des Stolzes in all seinen Abarten werden. In der Arbeit nimmt der Mensch sein Schicksal sozusagen selbst in die Hand. Er wehrt sich gegen die Rolle des bloßen Erleiden- und Erduldenmüssens. Er wird zum Eroberer, er schafft sich Raum, er begründet und befestigt seine Existenz. Und weil diese Existenz in unserer Welt immer bedroht ist, darum ist die Arbeit für ihn ein Instrument der Verteidigung seiner Freiheit und des Machtgewinnes. Wir haben uns einseitig daran gewöhnt, von der Fron der Arbeit zu sprechen. Das ist sie auch. Aber ebenso ist sie ein Akt der Freiheit und Selbstmächtigkeit. Wie anders wäre es zu erklären, daß der Mensch dort, wo Gesundheit und Klima es ihm gestatten, durch die Arbeit angestachelt wird, immer noch mehr zu tun. Wenn vom Handeln gesagt worden ist, daß es „von sich aus gar nicht anders als maßlos sein“ könnte und darum „die Hybris seit eh und je die Versuchung des handelnden Menschen gewesen“ sei³, so gilt das heute auch von der Arbeit. Die Vergötterung der Arbeit, die wir heute erleben, hat hier ihren Ort. Daß damit der Mensch zugleich zu ihrem Sklaven geworden ist, verschweigt man.

Welche Gefahr dem Menschen als Menschen und darum auch dem Christen durch die Arbeit droht, wird sichtbar im Werk, in der Leistung, im Gewinn. Denn nur allzu leicht identifiziert sich der Arbeitende mit seinem Werk und seiner Leistung. Sie verkörpern ihn selbst. Darum pocht er auf sie, vor den Menschen und sogar vor Gott. Er stellt sie vor sich hin, er spiegelt sich in ihnen. Sie sagen ihm, wer er ist: der Große, der Anerkennung erheischt und Lob verdient. Vielleicht scheint es manchem übertrieben zu sein, zu sagen: „Auf das stolz zu sein, was man getan hat, dazu wird sich nur der Vulgäre herablassen; und diejenigen, die sich dazu herablassen, werden ‚Sklaven und Gefangene‘ ihrer eigenen Fähigkeiten“⁴. Aber wer genauer nachdenkt, wird die Wahrheit dieses Satzes verstehen. Denn es ist ja nicht von der *Freude* am Werk und über das gelungene Werk die Rede, sondern vom *Stolz* auf seine Leistung. Und es ist wahr, daß die meisten ungehemmt ihrer Leistung verfallen und damit ihre personale Würde preisgeben. Der Evangelist Johannes zählt das Großtun und Prahlen mit seiner Kraft, seinem Vermögen und seiner Leistung zu den drei Grundsünden des gefallenen Menschen (1 Joh 2, 16). Nur wer das Werk innerlich frei gibt, wird die Früchte seiner Arbeit ernten. Und worin bestehen diese Früchte? Nicht in erster Linie im Werk selbst, auch nicht im Gewinn und im Verdienst. Denn diese bleiben dem Menschen äußerlich. Vielmehr darin, daß der tätige Mensch sich in der Arbeit an einem Werk tiefer erkennt, inniger mit sich eins und auf diese Weise mehr er selbst wird. Die Arbeit soll den Menschen läutern, ihn demütig, klar und hingabefähig machen, ihn zur Selbstlosigkeit, Ehrlichkeit und zum Dienen erziehen. In Wirklichkeit sind es aber „unter den vielen, die an ihrem Werk arbeiten, (immer nur) wenige, an denen das Werk arbeitet“⁵.

Gibt es eine Hilfe, um den Gefahren der Arbeit für den personalen Menschen, der Maßlosigkeit und der Hybris, zu entgehen? Es gibt sie. Und auch sie ist mit der Arbeit selbst gegeben. Denn die Arbeit offenbart nicht nur unsere Macht, sondern auch unsere Ohnmacht, nicht nur das, was wir können, sondern auch das, was wir nicht können. In jeder Arbeit stoßen wir an unsere Grenze, an die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit, an die Grenze unseres geschöpflichen Seins überhaupt. Wir kön-

³ Arentz, a.a.O. 183.

⁴ Arentz, a.a.O. 207.

⁵ G. Simmel, *Fragmente und Aufsätze*, München 1923, S. 27.

nen nie für den Erfolg unserer Arbeit garantieren. Das meint nur der Oberflächliche. Er berauscht sich am äußeren Erfolg und wird dann ebenso durch den Mißerfolg zu Boden geworfen. Wer tiefer schaut, weiß, daß ihm niemals das gelingt, was ihm vorschwebt, und dabei ist sein *Erkennen* schon begrenzt. So wie unser Leib der Seele, die sich in ihm ausdrücken will, Widerstand entgegengesetzt, so erfahren wir auch in aller Arbeit einen Widerstand, der zuletzt nicht vom Materiellen herührt, sondern die Schwäche unseres Geistes kundtut. Und auch das, was uns gelungen ist, hat nicht ewigen Bestand, sondern ist ständig vom Verfall bedroht. Das lehrt die tägliche Erfahrung, die Geschichte und auch die Offenbarung. Der Christ weiß vom Untergang der Welt, den keine Macht aufzuhalten vermag, und es gibt viele Untergänge. Jedes menschliche Werk hat in irgendeiner Weise daran teil. Das gibt auch der Arbeit eine letzte Fragwürdigkeit. Sie kann darum ihren Sinn nicht in sich selbst haben, sondern nur in einem Höheren, in Gott. Wer aus diesem Wissen lebt, wirklich lebt, ist gegen die Gefahren der Arbeit gefeit.

Wenn man den Schöpfungsbericht liest, hat man den Eindruck, er unterstelle, daß auch Gott gearbeitet habe. Denn es heißt dort: „Gott vollendete am sechsten Tag sein Werk, das er verrichtet hatte, und er *ruhte* am siebten Tag von all seinem Werk, das er tat“ (Gen 2, 2). Aber das ist nur menschliche Ausdrucksweise. Denn Gott ist Geist. Wohl mag daraus hervorleuchten, wie intensiv Gott *tätig* war und es noch ist, da die Schöpfung und Begnadung ein immerwährendes, nie aufhörendes Tun Gottes bedingt. Von allem aber, was Gott in der geschöpflichen Welt tut, kann er sagen: „Es ist gut, es ist sehr gut“ (Gen 1, 31). Er kennt weder die Mühsal noch die Fragwürdigkeit menschlicher Arbeit. Alles gelingt ihm so, wie es in seinem Erkennen vor ihm steht. Und wenn auch die Sünde, die eine Auflehnung gegen seinen Willen und gegen sein Werk ist, die Ordnung der Schöpfung gestört und sein Ebenbild im Antlitz des Menschen entstellt hat, so kommt er doch zu seinem Ziel. Denn am Ende ist er „alles in allem“ (1 Kor 15, 28), und es kann gar nicht anders sein. Immer gibt er von seinem Eigensten. Er liebt sein Werk bis zur Hingabe seines Sohnes, aber er wird von ihm nicht abhängig. Er bleibt der Souveräne, der Herrscherliche, um dessentwillen alles da ist. Im Grunde kann er nur sich selbst wollen und zum Ausdruck bringen. Denn er ist der Absolute, der Allumfassende, der allem seinen Namen gibt. Alles Geschaffene spiegelt ihn und seine Herrlichkeit wider; alles ist Abbild seines Lebens, am meisten der Mensch, von dem es ausdrücklich gesagt ist (Gen 1, 26). Darum kann Paulus schreiben: „Was von ihm unanschaubar ist, wird seit Erschaffung der Welt aus den Geschöpfen erkannt und geschaute, nämlich seine ewige Macht und seine Göttlichkeit“ (Röm 1, 20). „O unser Gebieter und Herr, wie prachtvoll ertönt doch dein Name in aller Welt! Dein Glanz erstreckt sich über den Himmel“ (Ps 8, 2).

Alle menschliche Arbeit hat ihr Vorbild in der göttlichen, d. h. in dem, was Gott in seiner Schöpfung und für uns Menschen getan hat und noch tut. Das gilt trotz der Mühsal, die auf der Arbeit liegt, und trotz der Vergeblichkeit, der sie ausgesetzt ist. Denn auch die Arbeit ist durch Christi Blut erlöst. Sie bleibt darum das erste, das dem Menschen von Gott aufgetragen ist und das er im Namen Gottes und an seiner Statt zu tun hat. „Lasset uns Menschen bilden nach unserem Ebenbild, uns ähnlich; sie sollen herrschen . . .“ (Gen 1, 26) und damit Gottes Herrschaft sichtbar machen.

Damit ist zugleich der Erfolg der Arbeit für den gläubigen Menschen garantiert. In einer Beziehung kann er das nur glauben, wenn er nämlich darauf schaut, wie wenig er in dieser Welt vermag und wie oft sein Werk von einem Tag zum anderen wieder zerstört wird. Und was soll erst der Kranke sagen, der die Welt nur erleidet und erduldet? In anderer Beziehung kann er es erfahren, nämlich an sich selbst, wenn immer er sich nur in Gottes „Arbeit“ an der Welt und am Menschen einschwingt. Damit ist die christliche Aufgabe des arbeitenden Menschen gegeben. Er muß es immer wieder im Glauben einüben und darauf vertrauen, daß seine geringe Arbeit zur Vollendung der Welt, zu ihrer Herrlichkeit gestalt beiträgt, auch wenn die tägliche Erfahrung gegen ihn zu stehen scheint. Wenn irgend etwas, so steht die Arbeit im Zeichen des Kreuzes, und nur in der Anteilnahme am Kreuz Christi kommt sie zu ihrer Vollendung. Es ist aber dem Christen auf diesem Weg ein Glaubenszeichen gegeben, das ein Licht auf seine Arbeit wirft und das ihm eine Stärkung bedeutet. Indem er nämlich selbst an seiner Arbeit wächst, durch sie zur inneren Freiheit kommt und ein herrscherlicher Mensch wird, weiß er, daß Gott in Christus und im Heiligen Geist an ihm wirksam geworden ist. Der vollkommene christliche Arbeiter ist der vollkommene Repräsentant des arbeitenden und herrscherlichen Gottes in dieser Welt.

Beten mit Wille und Herz

Zum affektiven Gebet nach Alvarez de Paz (1560—1620)

Von Johannes Möllerfeld SJ, Münster/Westf.

Wenn man heute vom affektiven Gebet hört oder liest, ist man manchesmal zur Frage versucht: warum nicht nur noch affektiv beten? Was sollen die Anleitungen zu mehr diskursiver Gebetsart, wenn doch das affektive Gebet uns tiefer mit Gott verbindet und dazu noch leichter in der Ausübung ist, ein Vorteil, den wir Getriebene des 20. Jahrhunderts, fast stets überarbeitet und müde, wohl zu schätzen wissen! Welchen Wert soll da ein mehr verstandesmäßiges Erwägen im Gebet noch haben? Sind die Anleitungen dazu nicht vielleicht Überrest trockener Scholastik und eines rationalistischen Menschenbildes? — Nun, ehe wir diese aus der Vergangenheit ererbten Gebetsformen über Bord werfen, wird es gut sein, erst einmal genau zuzuschauen, was denn in der geistlichen Überlieferung eigentlich unter affektivem Gebet verstanden ist und wie sie das Verhältnis zum diskursiven Gebet sieht. Es könnte ja sein, daß wir sonst einem Mißverständnis zum Opfer fielen. Die Gefahr dazu liegt tatsächlich gar nicht so fern; das werden wir bei einer Gegenüberstellung dessen sehen, was wir heute für gewöhnlich mit „affektiv“ meinen, und dessen, was derjenige darunter verstand, bei dem wir zum erstenmal vom „affektiven Gebet“ lesen; es ist Alvarez de Paz SJ¹.

¹ Über ihn handeln manche Nachschlagewerke unter Alvarez, andere unter Paz. Er darf nicht mit Balthasar Alvarez verwechselt werden.